

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. aufz. H. NOLL, GIESSEN.

## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

Copyright 1914 by Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. Gesetzliche Formel für den Schutz des Inhalts in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Da verbrannte Ete den Brief, und nie kam ihr ein Wort davon zu Eberhard über die Lippen. Aber im tiefsten Herzen sah doch der Stachel. Und wenn sie so manchmal ihren Mann ansah, und er dann seltsam unsicher ward unter ihrem stummen, ernsten Blick, dann fühlte sie ein schneidendes Weh: Es war wohl doch so! Inzwischen, hatte sie ein Recht, den Stab über ihn zu brechen, daß er bei einer andern suchte, was er nicht gefunden bei dem eigenen Weibe? Da trug sie ihr Frauenleid, still und stolz.

Fremd lebten so die beiden im Abligen Hause nebeneinander hin. Ein jeder ging seine eigenen Wege. Ete die des Wohltuns und der Nächstenliebe. Besonders die Kleinsten der Kleinen waren ihre Schützlinge. Wenn sie in einem Hause, wo die Mutter krank lag, für Wochen ein paar solcher Blondköpfschen betreuen durfte, dann empfand sie manchmal fast etwas wie ein Glück.

Auch heute abend war sie erst spät wiedergekommen von einem solchen Liebeswerk draußen. Aber selbst jetzt noch galt ihre Sorge den kleinen Schutzbefohlenen. Sie stand vor dem großen, schweren Eichenschrank in der Halle und suchte in ihren Leinenschäßen, was sie wohl davon verwenden könnte zur Linderung der Not in einem Hause ihrer Pflegschaft.

Das Anschlagen des Klopfers am Portal drang da plötzlich durch die Stille. Anne-Marie ging und kam wieder. Ete sah zu ihr hin.

„Wer kam denn noch so spät?“

Und das Mädchen wollte ihr den Brief hinreichen. Unwillkürlich warf Ete einen Blick darauf. Ein modisches Format von fliederfarbenem Leinenspapier, darauf Schriftzüge, steil und groß, aber unverkennbar von einer Frauenhand. Da wehrte Ete kurz ab.

„Gib ihn mir selbst dem Herrn.“

Kuhig tat sie die Arbeit am Schrank weiter. Nur der herbe Zug um ihre Mundwinkel hatte sich noch verschärft.

Gleich darauf kam das Mädchen wieder zurück, in großer Eile, und verschwand im hinteren Ausgang nach dem Wirtschaftshof zu. Nicht lange danach, und der Wagen rollte aus der Remise. Dampf klapperten die Rufe auf dem Pflaster.

Dann erschien ihr Mann. In Hut und Mantel, eine kleine Handtasche in der Linken. Als er sie gewahrte, zuckte er zusammen. Er hatte sie wohl hier unten nicht erwartet. Nun trat er auf sie zu:

„Ich muß sofort nach Köln — in geschäftlicher Angelegenheit.“

Sie nickte nur, aber unter ihrem Blick verwirrten sich seine Mienen.

„Es ist wirklich so. Es hängt mit der unglücklichen Geschichte zusammen — mit der Neuschöpfung Gründung. Auch ich hatte mich leider verleiten lassen, mich zu beteiligen. Nur, ich hatte dir bisher nichts davon gesagt — um dich nicht zu beunruhigen.“

Wieder traf ihn der tiefdringende Blick. Dann kam ihre Antwort.

„Du bist mir keine Rechenschaft schuldig. Weder über deine Geschäfte noch über deine sonstigen Angelegenheiten.“

Eberhard von Selbach flatterte ein Rot über die aufgestörten Züge. Sein Antlitz senkte sich. Wie unschlüssig stand er einen Augenblick. Doch jetzt schlug draußen vom Hof ein ungeduldiges Stampfen an sein Ohr. Da gab er sich einen Ruck.

„Es ist die höchste Zeit, wenn ich den Zug noch erreichen will.“

Er reichte ihr hastig die Rechte.

Sie erwiderte leicht den flüchtigen Gruß.

„Und wann kommst du wieder? Es ist des Wagens wegen.“

„Ja so — natürlich! Also — schick mir Heinrich morgen zum Mittagszug. Bis dahin wird alles in Ordnung sein — denn ich.“

Wieder nur ihr ruhiges Nicken. Da riß er den noch immer zögernden Fuß gewaltsam vom Boden.

„Also dann — leb' wohl!“

Und er eilte hinaus. Fast ein Flüchtlings vor ihrem stummen, ernsten Blick.

Eine Weile stand Ete von Selbach noch vor ihrem Linnen. Aber als das dumpfe Rollen über die Bohlen der Grabenbrücke in der Abendstille verhallt war, ging sie langsam zu dem Sessel in der Nische und ließ sich nieder. Das Antlitz in der aufgestützten Hand verborgen, sann sie vor sich hin. Bitter lag es jetzt auf ihrem Antlitz. Als habe etwas Niederes, Häßliches ihr lichte Frauengewand gestreift.

Lange saß sie so, bis eine leise Berührung am Knie sie aufsehen machte. Tell war es. Still war er aus seiner dunkeln Ecke unter dem Altan hervorgekommen, und unverwandt hatte er die Herrin angesehen, die seiner nicht achtete. Das alte Tier hatte sich nach seines Herrn Tode ganz an sie angeschlossen, als gehörten nun sie beide zusammen.

Zurückkehrend aus ihrem traurigen Sinnen begegnete Etes Blick den Augen des Hundes. Klar waren die, ein treuer Spiegel der Seele. Da senkte sich ihre Hand zu ihm nieder.

„Du wenigstens kannst nicht lügen.“

Und sie drückte des Hundes Kopf an sich mit einer Gebärde frostelnder Verlassenheit.

Am andern Mittag kam der Wagen von der Station zurück ohne den Herrn. Der Kutscher war verwundert, aber Ete sagte ruhig: „So kommt er mit dem Abendzuge.“ Und aufrecht ging sie vor dem Gefinde einher, trotzdem sie es fühlte mit dumpf lastender Schwere: auch dann würde

er nicht kommen; er kam nie mehr. Das Bebewohl gestern abend, das ihr gleich so seltsam geklungen — es war sein Abschied gewesen von ihr.

Eies Ahnen erfüllte sich. Auch der Abendzug brachte Eberhard von Selbach nicht zurück. Dafür traf ein Brief von ihm ein. Der lautete:

„Liebe Ete,

min ist gekommen, was kommen mußte. Das Verhängnis ist im Anzug, und nichts wird es mehr aufhalten.

Was ich Dir gestern abend sagte, es ist die Wahrheit gewesen. Ich habe mich durch Neusch zur Beteiligung an seinen Gründungen verleiten lassen. Mit seinem Zusammenbruch ist alles verloren, auch für mich. Soweit ich es bis jetzt übersehen kann, werden die gegen mich geltend gemachten Forderungen bis zum letzten Pfennig aufzuehren, was mein Anteil ist an unserm gemeinschaftlichen Besitz.

Aber das ist nicht das Schlimmste, was ich Dir angetan habe. Ich habe Dir die Treue gebrochen seit Monaten schon. Aber seit gestern abend erst weiß ich es: Du ahntest es, schon lange wohl, und schwiegst trotzdem. Das ist es, was mich jetzt zu Boden drückt. Vor solcher Gesinnung erscheint mir mein Verhalten, meine notgedrungene Heimlichkeit — ich durfte ja nicht reden um jener Frau willen — so schlecht, daß ich kein Wort vorbringen kann, nicht einmal zur Erklärung, wie alles gekommen. Denn ich habe Dich einmal sehr lieb gehabt. Aber verzeih, daß ich es wage, jetzt noch davon zu reden.

Die Frau, die mein Schicksal geworden ist, kennst auch Du. Es ist Marga Steiniefen. Ihre Ehe ist unglücklich geworden, wie es die unsere ist. So fanden wir uns. Und nun gehöre ich zu ihr und kann nicht mehr von ihr lassen. Schon längst planten wir einen entscheidenden Schritt. Jetzt gab die Katastrophe mit ihrem Bruder den Anstoß. Marga will der Schande aus dem Wege gehen, die ihre Familie betroffen. Da rief sie mich, und ich folgte. Wenn Du diese Zeilen liest, sitzen wir schon im Express, der uns an die Riviera führt.

Damit ist denn der Schritt getan, der uns auch äußerlich trennt, nachdem wir innerlich längst nicht mehr zueinander gehörten. Du wirst, ohne daß ich Dich besonders darum bitten mußte, die Scheidung gegen mich beantragen, und so wird in wenigen Monaten auch das letzte Band von Dir abfallen, das Dich noch der Form nach an mich bindet.

Manchmal frage ich mich, wie das alles geschehen konnte. Ich bin doch stets als ein Mensch ohne große Leidenschaften ruhig meinen Weg gegangen. Warum nun so? — Aber was nützt das Fragen; es hat wohl nicht anders kommen sollen.

Und was ich Dir damit angetan — ich erbitte und erhoffe keine Verzeihung. Deinem Herzen habe ich ja keine Wunden geschlagen. Es hat mir nie gehört. Deinen Frauenstolz freilich habe ich mißhandelt. Aber wer kann gegen sein Schicksal? Und Du bist noch jung. Du wirst verwirren und vergessen, was Dir von mir geschehen, wie mich selber, den ein verhängnisvoller Irrtum in Deine Lebensbahn geführt hat. Eberhard.“

Ete hob die Augen von dem Schreiben. Nun sah sie erst: da stand ja noch Anne-Marie, die ihr den Brief gebracht. Mit fester Hand faltete sie das Schreiben wieder zusammen.

„Es ist gut. Ich brauche dich nicht mehr. Uebrigens —“ das Mädchen war schon zur Tür hin —, „der Herr schreibt eben, daß seine Geschäfte ihn noch länger fernhalten — und ich soll nachkommen. Ich reise also auch, morgen früh. Leg' mir alles zurecht.“

Dann war sie allein. Still war es um sie her, die nun ganz einsam geworden. Nur ein leises, zitterndes Knistern klang von dem Brief, den ihre Rechte zusammengedrückt hielt.

So stand sie lange. Doch dann schritt sie zum Kamin. Die rot aufzüngelnde Glut verzehrte Eberhard von Selbachs Brief. Ein Häuflein grauer Asche — es war alles, was verblieb.

Dann ging sie zum Schreibtisch, wo sein Bild stand, in schlichtem, dunkelm Bronzerahmen. Seine Gabe zu ihrer Verlobung. Lange blickte sie auf seine Züge. Es war etwas Gutes, Offenes darin. Da atmete sie tief, wie unter einer schweren Last. Hatte sie ein Recht, hier zu verdammen? Hätte er in seiner Ehe die Frau gefunden, die ihm ihre Liebe

gegeben, so wäre er nie auf die Bahn geraten, die ihn nun ins Verderben zog.

Da setzte sie das Bild auf den Tisch zurück und ging hinauf in ihr Schlafzimmer. Aber in der letzten Nacht, die Ete von Selbach unter dem Dach des Wlgen Hauses verbrachte, ohne eine Stunde Schlummer, in dieser Nacht brach der hochgespannte Stolz, alle Selbstgerechtigkeit ihres Wesens zusammen. Eine blasse, müde Frau schied am andern Morgen, um hinauszugehen in die Welt — weit fort, irgendwohin. Eine Frau, der nichts Menschliches mehr fremd, der das große Versehen gekommen war für das Irren armer, von ihrem Dämon getriebener Herzen.

\*

Der Winter war hingegangen über die Erde. Ein heißer Sommer war ihm gefolgt, und wieder war es Winter geworden. Hart und lang hatte seine frostsirrende Fessel das Land gedrückt. Endlich aber war auch er gewichen vor dem Befreier Lenz, und nun lächelte selige Sommerbläue über der neu ergrünten Flur.

Ein großes Sehnen und Drängen nach Reise, nach Vollendung ging wieder durch die Natur. Vor seiner Vollendung stand da auch das gewaltige Werk von Menschenhand, das den Namen des Rauben Grundes weithin trug durch alle deutschen Gauen.

Seit Monaten schon meldeten es immer wieder die Zeitungen. Der Talsperrenbau dort oben im Siegerland, der einer der größten auf dem Kontinent sein würde, in kurzer Frist würde er seiner Bestimmung übergeben werden.

Und nun waren es nur noch Tage bis dahin. Mit fiebernder Eile mühten sich Hunderte von Händen, noch die letzten Griffe zu tun an dem vollendeten großen Werke, um würdig alles vorzubereiten für die Feier, mit der es eröffnet werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Balkanfreunde.

Von E. Braunhoff.

Der lange Feldjäger war bei mir zu Gast, der seit Beginn des Krieges durch aller neutralen Herren Länder mit seiner Despektenmappe reist. Er erzählte, wie er bei einer wilden Autofahrt bis hinter Kiele unter russischen Granaten und nächtlichen Lebensfällen sein Eujernes Kreuz verdiente. Erzählte, wie er mit knapper Not dem feurigen Pflichtenfeuer kroatischer Landsturmeute entronnen sei und wie er am Balkan drei Freunde erworben habe. Er lachte in sich hinein. „Ja, meine drei Balkanfreunde... Die waren, besonders da die politische Lage damals noch östlich ungeklärt war, immerhin kleine Schattenciße eines größeren Banes...“

Der erste war der bulgarische Posten in der Grenzstation. Ich hatte einige Formalitäten zu erledigen und wollte, daß der Soldat das mir zahlreich anvertraute, in seiner Nähe aufgekoppelte Gepäck bis zu meiner Rückkehr im Auge behalten sollte. Ich zog meine Börse, wie ich es von Rumänien her gewohnt war und war im Begriff, den Posten daraufhin einfach anzubreden, als ein liebenswürdiger Beamter mich warnte. Ich würde hier tödlich beleidigen... Und nun gabs eine entzückende Komödie. Ich hielt eine Rede von so viel Höflichkeit und Würde, als gelte es, die Gunst eines freien Standesherrn nachzusuchen, und der Beamte dolmetschte ebenso. Der Soldat grüßte stramm und antwortete mit feierlicher Freundlichkeit, ich und das Meine stünden bis zur Nacht unter seinem Schutze. Als er gegangen war, legte ich wortlos ein großes Geldstück auf mein Gepäck und beobachtete ihn von ferne. Er ging auf und ab. Sah plötzlich das Geld. Verzog keine Miene. Ging vorüber, nur einen Schritt breiter als vorher. Strich so fünf Minuten lang weiter auf und nieder, bis er dicht heran war. Lehnte sich wie absichtslos an das Gepäck. Blinzelte in die Sonne, griff wie Stütze suchend langsam hinter sich... Ein blitzschneller Blick den Bahnsweig entlang... Er nahm seinen Gang wieder auf, unbewegt und steinern wie ein Römer. Ich überzeugte mich lächelnd, daß mein Geldstück seinen Weg gefunden hatte und ging meinen Geschäften nach.

Aber es kam noch eine Ueberraschung: Als ich zurückkam, sprach mich der Beamte an, der Soldat ließe fragen, ob und wann ich wieder hier durchkäme. Er würde mir dann etwas zu übergeben haben. Ich war zu eilig, um mich sehr zu verwundern und antwortete, ich käme wohl wieder, ich wisse aber nicht, wann.

Ich hatte diese kleine Episode auf der Rückreise längst vergessen. Ein anderer Soldat stand Pollen. Aber siehe da, der Beamte erkamte mich bei der Abfertigung, winkte mir lächelnd und überreichte mir sassungslös Erkantem eine kleine wertlose Stickerer im Namen des Soldaten, die dessen Frau gefertigt habe, „als Gegengabe“. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, meinen bulgarischen Freund. Vielleicht treffe ich ihn nächstens in Serbien. Aber seine rührende Gabe, ohne die bulgarische Ehre ihm verboten hätte,

mein ziemlich hohes Geschenk anzunehmen, — denn als Bezahlung eines Dienstes dürfte er, auf Posten stehend, es nicht aufpassen, — hat mir viel zu denken und zu hoffen gegeben seither.

Er ist auch schuld, daß ich dem rumänischen Hauptmann, der in der Eisenbahn begeistert über Deutschland sich ergehend, wenn auch im pariserischen Französisch, meine Bekanntschaft suchte, so schnell nachgab, als er sich erbot, in „Bukarecht“ mir die Herrlichkeiten der Stadt zu zeigen. Er versicherte mir während, es sei ihm noch nie ein Mensch so sympathisch gewesen, und er schenkte mir noch in der Bahn zum Zeichen bleibender „Freundschaft“ seine Photographie in großem Format.

Er führte mich also an jenem Abend wirklich durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Erbaren Sie mir zu berichten, was er mir zeigte. Es wurde eine ziemlich teure Sache, und mein rumänischer Freund ließ es sich durch keinen Widerspruch nehmen, mich überall als seinen Gast zu betrachten. Ich fing nachgerade an, die fürstliche Verschwendung zu bewundern. Da, — gegen Morgen, kurz vor dem Aufbruch, — zog mein Freund meinen Arm in den seinen, meinte, wir müßten Brüder sein, und der Kamerad müsse ihm jetzt einmal mit einer Summe ausbelfen, er habe durch Zufall nichts mehr bei sich. . . Nun, die Nacht war lang und die Summe hoch. Mit vielen Händebrüden trennten wir uns. Ich verwahrte die teure Photographie mit einiger Nachdenklichkeit und habe ihn seither noch nicht wiedergesehen.

Ich war daher ein wenig zurückhaltend, als ich bei einer meiner nächsten Reisen das Wohlgefallen eines türkischen Leutnants so sehr erregte, daß er mir nicht nur in fremdartigem Deutsch mein Vaterland pries als die Mutter Europas, sondern auch der langen Fahrt mir geradezu während jeden Wunsch an den Augen ablas. Und hatte dabei so eine warme, treuherzige Art, die mich fast an schwäbisches Wesen gemahnte, daß ich schließlich einwilligte, als er sich erbot, mir das Schönste von Gospoti, wie Konstantinopel am Bosporus genannt wird, zu zeigen. Erst aber müsse ich sein Glas sein, bei einem Glase Bier. . . Es wurde wahrhaftig nur ein Glas Bier, und er bezahlte es mit rührendem Stolz und der ganzen Anmut des Orients.

Dann brachen wir auf, nach Gub, der berühmten Totenstadt. Auf dem langen Wege entwickelte mir mein Begleiter mit seiner dunklen sanften Stimme mit kaumenswerter Sicherheit die strategischen Anlagen auf Gallipoli. . . Aber als er mich dann in das Paradies des Todes führte, sprach er kein Wort mehr. Es ist ein Unsagbares um dies Gub, wo zwischen schwarzen Zypressen auf jedem Grab zwei weiße oder graue Monolithe in den kobaltblauen Himmel ragen, alle gleich, alle von jenen fremden Zeichen des Korans umwuchert, als ob irdisches, funkelndes Leben und mythische Ewigkeit hier festsam sich verschlungen hätten. . . Ich begriff, daß mein Begleiter mir vielleicht nicht das Schönste, aber das Tiefste und Edelste von der Seele Gospotis, der Seele des Morgenlandes, gewiesen hatte.

Als wir uns nach der lautlosen Feierstunde verabschiedeten, glitten seine weichen, dunklen Augen an der dunkligen Kälte Wiens entlang, schweiften weiter gen Westen, und seine Stimme hatte einen merkwürdig funkelnden Ton: „Vielleicht sehen wir uns einmal wieder, — in der Ferne. . . Grüßen Sie mir Deutschland.“

Der Feldjäger lächelte. „Meine drei Balkanfreunde werden mir unvergesslich sein.“

### Vom Freude schaffen.

Von R. Kaulis-Nieded (Trier).

Die Kunst, Andern eine Freude zu machen, haben viele Menschen in dieser Zeit gelernt. Nicht allemal sind es die Reichen, mit Erdengütern gesegneten, die darin so manche hübsche Probe ablegen. Zum Freude schaffen gehört ja nicht immer Geld und Besitz, nur ein spendenreiches, hilfsbereites Herz, ein gewackter Sinn und viel Erfindungsgabe. Die Erfindungsgabe ist fast der wertvollste Vermittler dabei. Wer herausfindet, wie er helfen, raten und schenken kann, ist ein großer Lebenskünstler. Das Schenken und Helfen hat dieser große, heiße Krieg gelehrt. In einer engen Erklerwohnung, hinter Tüllgardinen, zwischen altertümlichem Gestühl lebt eine bejahrte Dame, sie gehört keinem zu, und keiner gehört zu ihr. Seit aber in der Stadt die feldgrauen Verwundeten weilen, hat sie Freundschaften geschlossen und großen Anhang gefunden. Ihre Schützlinge und Freunde sind die Verwundeten, und jeder neue Tag gibt ihr neue schöne Aufgaben. Von ihrem Fenster aus blickt sie in den Winkel eines Klostergartens, in dem die Gesehenden herumspazieren. Als dort die ersten Verwundeten auftauchten, trugen ihre Zimmerblumen die ersten Frühlingsblüten, sie schnitt sie ab und warf sie mit einem Morgengruß einem auf Krücken gehenden Verwundeten zu. Der Mann war gerührt und beglückt über die bescheidene Blumenspende und dankte ihr in manterem Gruß. Von ihrem Fensterplatz aus hat sie viel beobachtet und manchen heimlichen Blick getan in Menschenleben. Ein junges Paar wandelte eines Tages dort zwischen den Buchsbaumspäßen auf und nieder. Sein linker Aermel hing-leer am Körper. Sie war bläich und sehr bescheiden gekleidet. Und die Weiden sahen sich so voller Liebe an, und beim Abschiednehmen kam sie immer wieder vom Gartentor, bis wohin er sie begleitete, zu-

rück. Das Fortgehen schien ihr schwer zu werden. „Wohl kriegsgetraut,“ dachte die alte Frau an ihrem Fenster und öffnete die Scheiben, tief der jungen Frau ein freundliches Wort zu und bat sie, zu ihr hinauf zu kommen. Aus dem Erstauen der Weiden wurde Vertrauen. Das junge Kriegerfräulein trat ein in die Stube der Einsamen, ließ sich in einen weichen Stuhl drücken, ließ sich die Hand streicheln und sprach sich alles, was ihr Herz schwer machte, herunter. Um ihren jungen Kriegsgatten wiederzusehen, hatte sie die weite Reise unternommen, es hatte Geldopfer gekostet. Nun wollte sie wieder heim, noch in dieser Nacht, weil sie ja keine Mittel besaß, um in ein Gasthaus zu gehen. „Sollte ich so arm sein, daß ich dieser jungen Mitschwester nicht helfen könnte?“ dachte die Alte. Eine Lagerstätte für eine Nacht, oder auch für zwei Nächte, die kann ich ihr doch bieten.“ So blieb die junge Frau über zwei Tage, und sie hatte die Freude, den Gatten täglich zu sehen und in seiner Gesellschaft zuzubringen. In das trauliche Stübchen der alten Dame kamen häufig die Verwundeten, besahen die alten Bilder an den Wänden, lasen Bücher, plauderten, und andere saßen ganz still und glücklich auf irgend einem weichen Sitz, träumten von ihrem eigenen Zuhause. Was ihnen die alte, liebe Frau bot, waren keine Gaben, die sie in den Händen davontragen ließen, das war ein inneres Beschenken und Reichmachen, ein Ausstreuen an Herzlichkeit und Munterkeit. Mancher, der geheilt das Klosterlazarett verließ, drückte der Frau innig dankbar die alte mütterliche Hand. Von einer anderen Dame erzählt man, daß sie auf allen ihren Spazierwegen im Sommer Tüten mit Blumenamen mit sich nahm und überall an den Bahnhöfen Blumenamen austreute, damit, wie sie sagte, unsere tapferen deutschen Brüder, wenn sie heimkehren, durch freundliche Landschaftsbilder begrüßt würden. Sie gewann auch alle ihre Bekannten für ihren Gedanken, — ganz besonders aber die Schuljugend, die fleißig in Gärten und Wäldern Blumenamen sammelte und austreute. Eine andere Frau besorgt die Wäsche der Verwundeten aus; sie fragt nicht lange, sondern packt zu wie eine sorgende Mutter. Sie hat ein allerliebstes Händchen, das allerlei späßige Kunststücke machen kann. Das bringt sie den Kranken, vor denen es seine drolligen Stücken macht, und mancher in Schmerzen verzogene Mund findet sein Lächeln wieder. Ein alter Herr, der eine wertvolle Briefmarkensammlung besitzt, besucht die Verwundeten, verschenkt an Sammler Marken und tauscht auch mit ihnen. Alle diese in der Stille wirkenden Freudenpendler leitet der Gedanke, jenen, die für uns so viel getan und geopfert haben, einen kleinen Teil der Dankesschuld bescheiden abzutragen.

### Vermischtes.

\* Die englischen Film-Soldaten. Die in England zur Hebung der Stimmung und Förderung der Kriegsbedürfnisse in Szene gesetzte Kellametätigkeit, der kein Mittel zu schlecht scheint, wenn es nur eine schwache Hoffnung auf Erfolg birgt, hat sich naturgemäß auch der Filintechnik als Propagandamittel bemächtigt. Was die Regierungsmahnmahnen, die Volksreden der Minister und Politiker, die Zeitungen und die nimmermüde Phantasienachrichtenfabrik des Reuters-Bureaus nicht vermochten, soll nunmehr durch die Mobilisierung der Films verwirklicht werden. Wie die amerikanische Zeitschrift „New York Popular Science Monthly“ in einem „Lügenfilm“ überschriebenen Artikel berichtet, ist die Fabrikation von Kriegsfilms in England neuerdings in großem Maßstabe von den Behörden organisiert worden. Zum Schauplatz der heroischen englischen Kampfthaten erwählte man ein großes hügeliges Gelände an der Südküste, das den Besuchern der Kinohäuser abwechselnd als polnischer, französischer oder flandrischer Kriegsschauplatz vorgeschützt wird. Landarbeiter, Bauernmöhne und alle müßigen halbwichigen Burtschen aus den umliegenden Ortschaften wurden als Partierer gewonnen und in die eigens zu diesem Zwecke angefertigten Uniformen der britischen, deutschen und russischen Armeen gekleidet und auf das Gelände geführt, um in ihren neuen Beruf eingeführt und wirksam gedrillt zu werden. Der Schauplatz der Geschehnisse wurde vorher gründlich bearbeitet, das heißt, mit Rauchbomben, Feuerapparaten, Schützengraben, nachgeahmten Angriffs- und Schutzapparaten ausgestattet. Wer heute über die friedlichen Wiesen der englischen Südküste schreitet, begegnet plötzlich deutschen Truppen mit Gewehr im Anschlag und aufgeschlangtem Bajonett. Von der anderen Seite ziehen kafforbenne Tommys herauf, die sich mit markerschütterndem Filmgehül todesmutig und höchst realistisch auf den „Feind“ stürzen, um ihn zu besiegen. Dabei werden besonders angelegte Wassergräben als imponierende „Hilfsübergänge“ und Bauernhäuser als unstrittene Ortschaften, wie Loos, erklärt. Granaten werden abgeschossen und Sprengbomben geworfen, wobei die Kinoregisseure und Filintechniker alle Hände voll zu tun haben, um die elektrischen Kontrollapparate zu bedienen und die Dize des Geschehens nicht wirklich lebensgefährlich werden zu lassen. Um den Kinobesuchern die beruhigende Ueberzeugung zu verschaffen, daß in Nordfrankreich eine Unzahl Truppen stehen, werden die verschiedensten Tricks angewendet. So sieht man in einem englischen Film ein „Vorüberziehen der französischen Truppen“ betiteltes Bild, das tatsächlich das Vorübermarschieren zahlloser Truppen vorführt. Die Szene zeigt eine Frau, die am Fenster ihres Hauses steht und den vorüberziehenden Truppen winkt. Diese Truppen werden auf höchst

einfache Weise vorgespiegelt, indem man ein mit Bajonettspitzen versehenes Lederband hinter dem Fensterausschnitt abrollen läßt. Je länger man das Band laufen läßt, desto mehr Truppen scheinen vorbeizumarschieren. Diese im Großen erzeugten Ergebnisse Kriegsfilms sind so realistisch, daß man bei ihrer Betrachtung an die gewaltigsten Siege der Alliierten glauben muß. Nur schade, daß der Krieg nicht auf der Leinwand, sondern in blutigster Wirklichkeit entschieden wird.

**Büchertisch.**

— Eine Volksausgabe der köstlichen Bilder des Münchener Altmeisters Carl Spitzweg. Um Spitzwegs köstliche Schöpfungen gerade jetzt auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat der Delfin-Verlag München auf Weihnachten eine wirklich billige Ausgabe seiner vor einigen Jahren erschienenen Spitzweg-Monographie von Professor Uhde-Bernays veranstaltet. Der Band in stattlichem Quartformat enthält nicht weniger als 120 meist ganzseitige Abbildungen nach Gemälden des Meisters in vorzüglicher Technik, ferner eine farbige Tafel und etwa 35 Zeichnungen und Wisz-Illustrationen aus den fliegenden Blättern. Der Text von Uhde-Bernays gibt ein äußerst lebendiges Bild vom Menschen und Künstler Spitzweg, von seiner Laufbahn und dem reichen künstlerischen und bürgerlichen Leben der damaligen Zeit. Gerade in den jetzigen Zeitaltern kann der urwüchsige und so durchaus gesunde Humor für viele ein Balsam werden. Diefelse Mischung von philiströser Behaglichkeit und gemüthlicher Komik, die er als Mensch gehabt hat, lacht uns auch tauflich aus seinen Arbeiten an, sagt Richard Muther. Und anlässlich der Jahrhundertausstellung E. Kalkschmidt: „Es ergab sich, daß der alte schmurrige Herr, der sein höchstes Vergnügen in biedermaierischen Idyllen, in humoristischen Einfällen und Schnurrispeereien gefunden zu haben schien, einer der wenigen Meister der Farbe ist, die im Deutschland des 19. Jahrhunderts gemalt haben... Der Verlag hat dem Werke alle erdenkliche Sorgfalt angedeihen lassen. Das Buch, das in biegsamem Pappband 4,00 Mk., in hübschem Geschenkband 5,50 Mk. kostet, eignet sich für wenige zu Geschenkzwecken und wird auch vielen unserer Feldgrauen willkommen sein, bringt es ihnen doch die wehmütige Illusion des Friedens und der Heimat.

— Das Kriegstagebuch des Johannes Krafft. Herausgegeben von seinem Freunde. Mit einem Vorwort von Major Viktor v. Stranz. 192 Seiten Text und 36 Originalzeichnungen. (Mk. 1,20.) Minden i. Westf. Wilhelm Köhler, Vaterländische Verlagsgesellschaft. — Unter den Erscheinungen der reichhaltigen Kriegsliteratur wird man immer wieder ganz besonders auf die Erzählungen von Feldzugsteilnehmern, von Augenzeugen, von Leuten, die am eigenen Leibe alles Starke und alles Schreckliche des Krieges erlebten, zurückgreifen müssen. Was der einfache Mann erlebte und fühlte, wird den Leser nicht nur immer wieder fesseln und ergreifen, es bringt ihm das ganze Zeitgeschehen auch tatsächlich näher als irgend eine großzügigere theoretische Abhandlung. Das Kriegstagebuch des Johannes Krafft verdient wegen seines tiefen reinen Empfindens und edlen, reinen Gedankenreichtums die Aufmerksamkeit weiterer Kreise.

— „Lieselottes Kriegstagebuch“. Eine Erzählung für junge Mädchen von Else von Steinkeller. Illustriert von G. Bachem. Preis in Originalband Mk. 3.— Verlag von A. Anton & Co., Leipzig und Berlin. — Eine ganz reizende Erzählung für junge Mädchen aus der Zeit der Russennot in Ostpreußen und vor dem Ausbruch des Krieges. Ein Buch, in dem Vaterlandsliebe, tiefes Gemüt und liebenswürdiger Humor den Ton angeben. Die Schicksale einer Offiziersfamilie werden dargestellt, und es sind treffliche und vornehme Menschen zugleich, die vor uns hintreten, und die, was die Zeit auch über sie verhängt, Kopf und Herz stets auf dem rechten Fleck haben.

— „Barbarentöchter.“ Eine Erzählung aus dem gegenwärtigen Weltkrieg für junge Mädchen von Charlotte Niese. Mit Bildern von Emil Rosenstand. Preis fein gebunden Mk. 4.— Verlag von Georg Wigand, Leipzig. — Ein anregenderes und verdienstvolleres Jungmädchenbuch als die „Barbarentöchter“ der trefflichen Charlotte Niese kann kaum gedacht werden. Es dient nicht nur der Unterhaltung, sondern diese Kriegsgeschichte für die werbliche Jugend ist zugleich ein wertvolles Beck- und Mahnbuch. Es eröffnet weite Ausblicke, und die Verfasserin zeigt, welche große Aufgaben auch vor unseren Töchtern liegen, wenn sie sich befinden wollen, daß es mehr und Böhres gibt, als das Leben nur zu verändelt.

— Die Geschichte der kleinen Fliege. Ein Feine-Roman von Doris Wittner. Verlag von Grethlein & Co. G. m. b. H. Leipzig. Die Geschichte der kleinen Fliege spielt in den Jahrzehnten der Romantik und die Gestalt von Heinrich Heine bildet den Mittelpunkt des Werkes. Die bedeutsamen Ereignisse seines so wechselvollen und zerklüfteten Lebens werden durch die hohe Kunstfertigkeit einer Frau zu einer lebensvollen Dichtung verwoben. Seltsame Schicksale und Personen, wuchtiges Geschehen und zartestes Empfinden umgeben ihn; in diesem Buche ist das Grausen und die Leidenschaft, aber auch die sanft abgestimmte Har-

monie und die Pastellfarbe lyrischer Stimmung. Weltbürgertum, Hochtapfergeischid und Frauenliebe aller Art schlingen sich zu buntem Reigen, und wie eine Arabeske rankt sich um Menschen und Schicksale die rührende und doch zugleich in ihrer eigenartigen Seelendurchleuchtung beunruhigende Geschichte der „kleinen Fliege“, jener seltsamen Frau, die in Heines letzten Lebzeiten auftrat, von der man auch heute noch nicht genau weiß, was und wie sie eigentlich war. Neben seinem fesselnden Inhalt, den wechselvollen Geschehnissen, die in einen Rahmen von wunderbarer Anschaulichkeit gestellt sind, bringt das Buch ein tiefes Einfühlen in die Gedankenwelt Heines und seiner Zeitgenossen, deckt alles, was um ihn war, in seinen Zusammenhängen auf. Ganz wie er war, der bedeutende und leidende Mensch, vielgeliebt von Frauen, mehr noch gehaßt und verkannt von Männern, erscheint uns der Dichter, ergreifend deutlich — auch mit all seinen Irrtümern und Schwächen. Eine leidenschaftliche Liebe zum Gewaltigen, besonders in der Natur, befeelt ihn und mildert seinen Wis und seine scharfe Fronte, und sein Kampf gegen alle und sogar gegen sich selbst überzieht auch in der Verbannung und in den Niederungen niemals das letzte Ziel: das große, freie und deutsche Vaterland, wie er es ahnte, wünschte und — trotz alledem — auch selbst mit vorbereitete. Preis des 473 Seiten umfassenden Buches in geschmackvoller Ausstattung mit Titelzeichnung von Hermann Struck, gebestet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

— Theodor Wundt: Matterhorn. Ein Hochgebirgsroman. Preis 4 Mk., Verlag von Richard Bong, Berlin W. 57. Theodor Wundt ist als Alpinist bekannt. Im vorliegenden Werke gibt er uns seinen ersten Roman, den Roman eines reifen Mannes, dem die Hochgebirgswelt mit ihrer Größe und ihren Gefahren ein unvergängliches Lebensideal gezeigt hat.

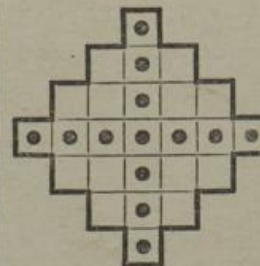
— Im blutigen Karst. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahr 1914, von Rifat Gvozdenovic Bascha. 168 Seiten stark; Oktavformat. Mit 8 Ton-druckbildern und einem farbigen Titelbild nach Originalen von Billy Bland. Kartoniert Mk. 3.—. Vom ersten Kapitel an den Leser packend, schildert der Verfasser in seinem Buche die schweren Kämpfe und Strapazen der heldenmütigen österreichisch-ungarischen Truppen in den Karstebden der südlichen Herzegovina, Südbosnien und der montenegrinischen Grenzgebiete. Mit diesen Teilen der Dinarischen Alpen aus persönlichem Erleben bekannt wie keiner, vermittelt er ebenso neue, wie wahre und fesselnde Bilder der dortigen grobartigen Natur, sowie aller Schrecken eines mörderischen Klimas und der Kampfesweise eines wilden und unbändigen Bergvolkes, der die kaiserlichen Truppen zu begegnen haben. Sie und da auch heitere Episoden einstreuen, führt er uns den trotz Durst, Hitze und Nahrungsmangel unentwegt humorvollen und mit Todesverachtung draufgehenden österreichischen Offizier und Soldaten in einer Weise vor, die den Charakter und Wert der schwarz-gelben Bundesbrüder in das rechte Licht zu rücken imstande ist. Dieses Buch wird sich durch seine glänzende, farbenprächtige Darstellung einen dauernden Platz bei alt und jung sichern.

— Spemanns Alpen-Kalender 1916 (2 Mark, Verlag Spemann, Stuttgart) erschien soeben in bekannt vorzüglicher Ausstattung. Für die zahlreichen Bergfreunde draußen im Felde ist eine verlässliche Feldpost-Ausgabe bestimmt.

Allg. Schloffer-Kalender für 1916. Notiz- und Nachschlagebuch für Schlosser, Schmiede, Installateure, Monteure, Werkführer. Verlag von Gustav Wolf, Dresden-N. 1. Preis Mk. 1,80.— Dem Schloffer und Schmied hilft das Taschenbuch schnell und sicher das finden, was er bei der Ausführung der Werkstättenarbeit braucht, dem Installateur und Monteur bietet der Kalender ein Hilfs- und Nachschlagebuch mit umfassenden technisch-wissenschaftlichen und praktisch erprobtem Inhalt. Für den Werkführer und Meister soll das Taschenbuch ein ständiger Berater bei der Ausfertigung von Kostenanträgen sein, wobei ihm die umfangreichen Materialtabellen unschätzbare Dienste leisten.

**Diamanträtsel.**

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a a b b b d d e e e e g i i i n n n n r r r derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:



- 1. Einen Buchstaben.
- 2. Französischen Bildhauer.
- 3. Stadt in Schlefien.
- 4. Mythologischen Namen.
- 5. Ein deutsches Land.
- 6. Fluß in Oesterreich.
- 7. Einen Buchstaben.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: Das Klavier.